

Einleitung

Der Begriff Identität scheint aus unseren Vorstellungswelten nicht mehr wegzudenken zu sein. Brauchbar für unterschiedlichste Fragestellungen und Themen, zielt er auf maximale Reichweite: von der Antike bis heute, von Freiheit bis Zwang, von der genetischen Erbanlage bis hin zur Krisenerfahrung – die wiederum in der Migrantin und den kulturell anderen Gender-Bendern besondert werden muss. Trotz dieser Unterschiedlichkeit der Gebrauchsweisen scheint evident, wofür der Identitätsbegriff steht. Dabei weist die Allgegenwärtigkeit der ‚Identitätsfrage‘ darauf hin, dass es sich um eine dominante und unhinterfragte Beschreibungsweise sozialer Phänomene handelt.

Ausgangspunkt dieser Untersuchung ist die Feststellung, dass es neben der Explosion der Rede von Identität in Alltag, Kulturproduktion, Politik und Wissenschaft auch die Hinterfragung des Identitätsbegriffs als deskriptiver und analytischer Kategorie gibt. AutorInnen¹ wie Ed-

1 Ein paar Bemerkungen zur Schreibweise. Die feministische Sprachkritik an dem Gebrauch des Maskulinums als dem allgemeinen Genus für Personenbezeichnungen muss vor dem Hintergrund von queer theory und der Infragestellung von Zweigeschlechtlichkeit etwas erweitert werden. Meistens benutze ich die Schreibweise mit Binnen-I, da diese Neuschöpfung die in dieser Arbeit problematisierte Zweigeschlechtlichkeit unterminiert. Manchmal verweise ich darüber hinaus das Femininum additiv zum Maskulinum sowie das Femininum als allgemeinen Genus, nicht nur um der Subsumierung von Frauen unter das Allgemeine zu begegnen, sondern auch um neue Sprachgewohnheiten zu schaffen. Außerdem greife ich die Schreibweise auf, die zunächst im Kontext des Black Power Movement entstanden ist, der zufolge „Schwarz“ im Sinne von Selbstermächtigung mit Großbuchstabe geschrieben wird. Im Deutschen wurde diese Schreibweise z. B. in Oguntoye et al. (1986) aufgenommen. In der Auseinandersetzung mit Rassenkonstruktionen als Herstellungsmodus sozialer Wirklichkeit wurde auch die Markierung von „Weißen“ als Privilegierten des

ward Saïd und Judith Butler befassen sich mit dem Begriff von Identität als einem Effekt diskursiver Praxis. Saïd beschreibt einen Diskurs des Orientalismus, durch den „die Vorstellung von europäischer Identität als überlegen im Vergleich zu allen nicht-europäischen Völkern und Kulturen“ hergestellt wurde (1995 [1978]: 7).² Butler zeichnet die regulierende Praxis von „Zwangsheterosexualität“ und „Phallogozentrismus“ nach, die die Konzeption kohärenter Identitäten ermögliche (1991 [1990]). Diese Kritik, die im Kontext sozialer Bewegungen in westlichen Industrienationen sowie von anti-kolonialen Befreiungsbewegungen entsteht, bezieht sich demnach auf die Möglichkeitsbedingungen der Rede von Identität. Mit Judith Butler wird zudem die Behauptung einer Identität – die affirmative oder gar emphatische Rede von Identität – fragwürdig.

Eine Wissenschaftskritik

Dem Diktum von der „Frage der Identität“ als immer schon gegebene – als *conditio humana* – oder als kennzeichnend für die „Moderne“ im Allgemeinen, möchte ich die Untersuchung der historischen Hervorbringung des Identitätsbegriffs gegenüberstellen. Das Vorhaben dieser Arbeit ist es, die Bedingungen für die Diskursivierung des Konzepts Identität zu rekonstruieren, indem sozialwissenschaftliche Problematierungen von Identität in den Mittelpunkt einer diskursanalytischen Untersuchung gestellt werden. Die Arbeiten von George Herbert Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman prägen unser heutiges Verständnis von „Identität“ oder des „Selbst“, da darin Konzepte entworfen sind, die heute als kanonisch gelten. Diese Theorien stellen einen entscheidenden Beitrag zur Bedeutungsentfaltung und Verbreitung des Identitätsbegriffs dar, da sie für die „Wissenschaftlichkeit“ des Begriffs stehen. Darüber hinaus werden in die vorliegende wissenschaftshistorische Untersuchung auch andere als sozialtheoretische Texte einbezogen und in Zusammenhang mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen analysiert. Die Begriffe Identität und Selbst gelten als „sozialwissenschaftlich“, insofern sie unter diesen institutionellen Bedingungen

Rassismus eingeführt. Im Deutschen gibt es den Usus, auch „Weiß“ mit Großbuchstabe zu schreiben, um die soziale Konstruiertheit herauszustellen (vgl. z. B. Arndt 2001a: 33; 2002). Zitate, die in der alten Rechtschreibung erschienen sind, werden hier ebenso wiedergegeben.

2 Übersetzung I. J.; Primärtexte werden in der Regel im englischen Original zitiert, außer wenn ein kurzes Zitat in einen Satz des Textes eingefügt wird. In diesem Fall wird das Zitat von mir ins Deutsche übersetzt oder angemerkt, um welche Übersetzung es sich handelt. Alle anderen verwendeten Texte werden, soweit verfügbar, in ihrer deutschen Übersetzung zitiert.

entstehen und sich auf gesellschaftspolitische Phänomene beziehen und so von der Tradition der Identitätsphilosophie³ unterschieden werden können.

Diese Arbeit bietet eine Lesart von Texten der drei genannten Autoren an, die den Rahmen disziplinärer Lesarten manchmal überschreitet. Ansätze von feministischer, postkolonialer, und queer Kritik an dem Gebrauch des Identitätsbegriffs sind der Ausgangspunkt für diese Lesart, und sie lenken das Interesse mitunter auf Schauplätze, die für eine Theorie und die darin entworfenen Konzepte nicht als zentral gelten. Wenn die von den Autoren nicht unbedingt intendierten Inhalte zusammen eine Regelmäßigkeit erkennen lassen, werden sie hier als strukturelle Bedingung der Rede von Identität ausgewiesen. Wagners Vorschlag, poststrukturalistische Philosophie auf metatheoretischer Ebene für die Sozialwissenschaften produktiv zu machen (1995: 222 f.; 1998: 56 f.), wird so um den Beitrag von queer und postkolonialer Kritik erweitert und damit die Bedeutung theoretischer Ansätze aus dem Kontext sozialer Bewegungen für soziale Theoriebildung herausgearbeitet. Die wissenschaftskritische Untersuchung, die auf diese Weise erfolgt, ist nicht eine wissenschaftstheoretische Untersuchung zur „Verbesserung der Instrumente“ (Wagner 1995) – d. h. in diesem Fall des Identitätsbegriffs. Vielmehr sollen die Bedingungen der Bedeutungsproduktion in den Mittelpunkt gestellt werden, indem die Rede von Identität als diskursive Formation und die Möglichkeitsbedingungen ihrer Hervorbringung rekonstruiert werden.

Wenn ich dabei postkoloniale und queer Kritik zusammenführe, dann um herauszustellen, dass Gesellschaftlichkeit und gesellschaftliches Handeln in westlichen (Post-)Industrienationen durch Gegensätze wie u. a. männlich/weiblich, hetero/homo, modern/vormodern, Weiß/Schwarz oder Weiß/nicht-Weiß konstituiert werden, die im Rahmen dieser Ansätze problematisiert werden. Die Auseinandersetzungen mit Rassismus und Sexismus, die im Zuge von Dekolonisation, Frauenbewegungen und anderen Bürgerrechtsbewegungen in westlichen Industrienationen seit den 1950er Jahren stattgefunden haben, werden von postkolonialer und queer Kritik aufgegriffen. Zum einen werden die Machtverhältnisse kritisiert, die durch diese Gegensätze begründet werden, indem der eine Term als das Allgemeine und der andere als das Besondere gesetzt werden. Zum anderen wird deren gegenseitige Be-

3 Zur Begriffsbestimmung von „Identität“ als psychologischem Begriff im Unterschied zum Begriff der Identitätsphilosophie vgl. De Levita (1971: 22-66); zur Unterscheidung eines identitätsphilosophischen Begriffs von einem Identitätsbegriff, der sich auf soziale und politische Einheiten bezieht, vgl. Niethammer (2000: 40 ff.); vgl. a. Hall (1994 [1992b]: 181 f.).

dingheit herausgestellt. Hall hat für den Begriff „postkolonial“ eine Wende beansprucht, die er zwischen der Konzeption von „Differenz“ zur „différence“ ausmacht: von der Vorstellung einander ausschließender Gegensätze zur Verschiebung von Bedeutung. Niemals gänzlich ausgeschlossen oder in einer dialektischen Bewegung aufgehoben produziert die „différence“ als „konstitutives Außen“ Bedeutung (1997 [1996c]: 226 f.). Postkoloniale und queer Theoriebildung greift die Kritik an Rassismus und Sexismus auf und analysiert sie in ihrer Relationalität. Mit dem Bezug auf poststrukturalistische Philosophie rückt die Untersuchung von Bedeutungsproduktion und ihren Bedingungen in den Mittelpunkt. Auch diesbezüglich lässt sich ein Zusammenhang zu feministischer und im Rahmen des Black Power Movements entwickelten Wissenschaftskritik ausmachen. Mit der Verschiebung der Problemstellung hin zu Relationalität muss jedoch auch der Anspruch auf „unschuldige Positionen“ und Ursprungserzählungen aufgegeben werden (Haraway 1995 [1988]).

Der allgemeine Anspruch von AutorInnen wie Hall (1996c) und Spivak (1999), der mit postkolonialer Kritik aufgebracht wird: die „Moderne“ von ihrem „konstitutiven Außen“ des Kolonialismus her zu begreifen, statt den Kolonialismus als Nebenerscheinung der „Moderne“ oder des Kapitalismus aufzufassen, zielt dabei auf Konzepte des Denkens, die in ihrer historischen Hervorbringung untersucht werden.⁴ Für queer Theoriebildung wird das Postulat formuliert, dass eine „moderne homo/ hetero Definition“ praktisch „jeden Aspekt moderner westlicher Kultur“ betreffe (Sedgwick 1990: I). Dieser allgemeine Anspruch bezieht sich außerdem auf die Bedeutungen sozialer Bewegungen wie der Dekolonisation. Eine Auffassung von „der“ Gesellschaft in der Moderne, von gesellschaftlichen Beziehungen und von Subjektivität ist ohne die Einsätze feministischer wie antirassistischer Kritik an dem „Menschen“ als „autonomem Subjekt“ nicht mehr zu denken.

Mit dieser Arbeit möchte ich den Anspruch auf Allgemeinheit für die genannten Verschiebungen in der Untersuchung sozialer Phänomene sowie die Bedeutung von epistemologischen Untersuchungen geltend machen. Der Begriff „epistemologisch“ umfasst Bedeutungen von „wissenstheoretisch“ und „wissenspolitisch“, was über den im Deutschen üblichen Begriff „erkenntnistheoretisch“ oder „begriffsgeschichtlich“ insofern hinausgeht, als damit Ordnungen des Wissens angesprochen werden, die umfassender sind als die Ebene von Begriffen. Mehr noch, die Unterscheidung von Begriff und Geschichte, Text und Kontext, gilt

4 Spivak zeigt u. a. auf, wie „Kultur“ in Form von Kulturprodukten gemacht wird und unter welchen Produktionsbedingungen dies erfolgt.

als problematisch. Diese Zielsetzung sollte also nicht als Gegensatz oder Ausschluss von historischen oder empirischen Untersuchungen aufgefasst werden, wie manchmal die Kritik an allgemeinen Begriffen wie „postkolonial“ impliziert.

Die Anwendung dieser Ansätze, die vorwiegend aus dem angloamerikanischen oder englischsprachigen Raum kommen, auf die Verhältnisse in der Bundesrepublik ist insofern sinnvoll, als auch der Beitrag deutscher Geschichte zur Hervorbringung der Moderne als globalem Phänomen mit all seinen gewaltsauslösenden Auswirkungen aufgrund des Kolonialismus untersucht werden sollte. In diesem Zusammenhang stehen neuere Bemühungen, das Konzept des „Postkolonialismus“ auf die deutsche Geschichte (z. B. Conrad/Randeria 2002) und Gegenwart anzuwenden, etwa Migrationsgeschichte in Beziehung zu Kolonialgeschichte zu untersuchen (z. B. Ha 1999; Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003). Gleichzeitig teile ich Einwände gegen eine Enthistorisierung unter einem universalisierenden Konzept des „Postkolonialismus“ wie sie neuerdings von Steyerl formuliert wurden, wenn auf diese Weise spezifische Geschichte unsichtbar gemacht wird oder aber andere Bedingungen in ihrer Bedeutung unterschätzt werden.⁵ Auch queer theory hat längst Einzug in die deutschsprachige Diskussion gefunden, wie im Folgenden aufgezeigt wird.

Schließlich möchte ich das Vorgehen, das sowohl in postkolonialen als auch in queer Theorien entwickelt wird und das darin besteht, Gegensätze zu benennen und gleichzeitig in ihren gegenseitigen Bedingtheiten aufzuzeigen, geltend machen. Zielsetzung und verbindendes Moment postkolonialer und queer Ansätze, auf die ich im Folgenden Bezug nehme, ist es, diese Gegensätze in ihrer Wirksamkeit zu untergraben, indem sie in ihrer Herstellung untersucht werden. Indem jene Ausschlüsse, die gemacht werden mussten, um bestimmte Gegensätze zu gewinnen, herausgearbeitet werden, werden Bedeutungsverschiebungen ermöglicht. Ich möchte ein solches doppeltes Vorgehen: Gegensätze zu benennen, um über sie hinauszugehen, als entscheidende Konsequenz für soziale Theoriebildung herausstellen, die sich aus queer und postko-

5 Steyerl betont gegenüber einem Erklärungsmuster des „Postkolonialismus“ die Wirkung von Biomacht (2003a). Vgl. a. Schmitz (1998) zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der Verwendung des Konzepts im bundesdeutschen Kontext. Letztlich geht es um die kritische historische Untersuchung des deutschen Kolonialismus. Vgl. dazu z. B. Opitz (1986); Essner (1992); Grosse (2000); El-Tayeb (2001); Kundrus (2003); die Beiträge in Arndt (Hg.) (2001). Zu „kritischer Weißseinsforschung in Deutschland“, so der Untertitel von Eggers et al. (2005), vgl. a. Walgenbach (2003); (2004a); (2004b); (2005); Dietrich (2004); Jungwirth (2004); Tissberger et al. (2006); Junker (2002).

lonialen Theorien und deren Bezug zu poststrukturalistischer Philosophie ableiten lässt. Engel, die diesen Punkt für queer/feministische Theorie formuliert (2002: 14 f.), weist darauf hin, dass dies nicht notwendigerweise als „theoretisches Dilemma oder pragmatischer Widerspruch“ interpretiert werden müsse, sondern als Produktivität begriffen werden könne. Ich möchte darüber hinaus postulieren, dass soziale Theoriebildung nicht umhin kann, diese Paradoxien zu thematisieren und ihre Herstellung zum Inhalt der Analyse zu machen.